

*Dieter Arendt\**

**NACH DEM TOD VON WISŁAWA SZYMBORSKA**

Wisława Szymborska<sup>1</sup>  
*Ein Wort über die Seele*

Eine Seele hat man.  
Keiner hat sie unentwegt  
und für immer.

Tag für Tag,  
Jahr für Jahr  
kann ohne sie vergehen.

Manchmal nur nistet sie sich  
in den Entzückungen und Ängsten der Kindheit  
für länger ein.  
Manchmal nur im Staunen darüber,  
daß wir alt sind.

Sie assistiert uns selten  
bei mühsamen Tätigkeiten,  
wie Möbelrücken,  
Kofferschleppen  
oder beim Fußmarsch in engen Schuhen.

Beim Ausfüllen von Fragebogen  
und beim Fleischhacken  
hat sie in der Regel frei.

Von unseren tausend Gesprächen  
beteiligt sie sich an einem,  
und auch das nicht unbedingt,  
lieber schweigt sie.

---

\* Prof. Dieter Arendt, Universität Gießen.

<sup>1</sup> Das Gedicht wurde entnommen der Ausgabe: *Wisława Szymborska Der Augenblick/Chwila. Gedichte. Polnisch und deutsch*. Übertragen und herausgegeben von Karl Dedecius. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2005, S. 40–43. Erstdr. Krakau 2002.

Wenn unser Körper zu schmerzen beginnt,  
macht sie sich heimlich davon.

Sie ist wählerisch:  
Ungern sieht sie uns in der Masse,  
unser Kampf um Überlegenheit und der Lärm der Interessen  
widern sie an.

Freude und Trauer  
sind ihr nicht verschiedene Gefühle.  
Nur in ihrer Verbindung  
ist sie zugegen.

Wir können auf sie zählen,  
wenn wir ganz unsicher sind,  
und neugierig auf alles.

Unter den materiellen Dingen  
mag sie Pendeluhren  
und Spiegel, die emsig arbeiten,  
selbst wenn niemand zusieht.

Sie sagt nicht, woher sie kommt  
und wann sie uns wieder entschwindet,  
doch ausdrücklich erwartet sie solche Fragen.

Es sieht so aus,  
daß so, wie wir sie,  
auch sie uns  
zu irgend etwas braucht.

Als die polnische Dichterin Wislawa Szymborska im Jahre 1994 den Nobelpreis für Literatur erhielt, war sie 76 Jahre alt. Die Daten erzählen bereits etwas von ihrer Lebensgeschichte. Sie gehört zu jener schicksalhaften und leidgeprüften Generation, die eine dunkle Epoche europäischer Geschichte durchlebt hat.

Bei Posen ist sie geboren und hat in Krakau Abitur gemacht. Von fremden Besatzungsmächten gewaltsam, und wenig später von ideologischen Gewalthäbern im eigenen Lande hinterrücks vereinnahmt, hat sie lernen müssen, mit ihrer heimatlichen Sprache vorsichtig umzugehen, und alle Worte sorgsam und zurückhaltend, vielleicht sogar geschickt und kodierte zu gebrauchen.

So scheint es auch bei dem Gedicht zu sein, das mit seinem bescheidenen Titel einen anspruchsvollen Inhalt verbirgt: *Ein Wort über die Seele*.

Das Gedicht ist erschienen im Jahre 2002 in der Sammlung *Chwila – Der Augenblick*.

Einige Monate zuvor hatte sie von der Stadt Frankfurt am Main den Goethe-Preis erhalten und in ihrer Dankesrede betont, dass es in der Poesie eigentlich immer um den „flüchtigen Augenblick“ ginge. Bei dem im schlichten Gewande ohne Reime unauffällig daherkommenden Gedicht überwiegt umso auffallender das schwerwiegende Motiv – es geht um ein uraltes Mysterium, es geht um die Seele.

Der Leser horcht auf und könnte geneigt sein zu fragen, ob über die Seele mit dem scheinbar beiläufigen Hinweis „ein Wort“ oder „ein wenig“ oder „etwas“ nur einen „Augenblick“ lang hinreichend angemessen und würdig genug gesprochen werden kann und darf.

Aber hier spricht ein Gedicht und heischt Aufmerksamkeit. Also schauen wir näher zu.

Der Leser meint sie längst zu kennen, die Seele, denn sie sei doch jedem Kind und Greis vertraut, und wir gehen doch mit ihr um wie mit einem heimlichen und wohlverwahrten Schatz, wie mit einer lang bekannten Freundin, die stets herbei zu rufen ist oder uns gar immer vertraulich zur Seite geht. Und er meint, sich sogar an einige häufig gehörte und gelernte Daten erinnern zu dürfen.

Gewiss gab es sie in aller Welt in zahllosen sprachlichen Abwandlungen und Vorstellungen. Möglicherweise gelangte sie von Osten in frühester Zeit ins Abendland. Hier durchlief sie vom archaischen Psycho-Kult bis zur modernen jedem gebildeten Menschen geläufigen Psychologie einen langen Weg. Wahrscheinlich kommt sie aus der Orphischen Mystagogie, die Psyche, aber seit Platon wird sie landläufig und man hört von ihr im Orient und Okzident. Wir kennen den Satz Jesu: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Sie gelangt über den Umweg der gnostischen Mysterien in die Heilslehre des Christentums, wo sie aber im Paulinischen Denken ihre dominante Selbständigkeit verliert und verdrängt wird vom Pneuma des neuen Glaubens. Aber wer kennt sich schon aus mit dem Pneuma? Im Priestertum der neuen dogmatisch fundierten Ekklesia wurde das christliche Pneuma zwar kirchensprachlich zum Heiligen Geist, im Volksglauben aber blieb die Psyche, die Seele, ein Zentrum religiöser Vorstellungen, blieb ein unzerstörbarer Teil des fragilen Körpers. Die Überlieferung kleidete den zwiespältigen Seelen-Glauben gerne in den verkürzten Bild-Satz: *soma sema psyches*, der Körper ist das Grabmal der Seele. Und da bei Platon im *Phaidon* (64c und 67c) und anderen Dialogen in der Tat von der Trennung und von der Befreiung und sogar von der Erlösung der Seele aus den Fesseln oder aus der Gefangenschaft im Körper gesprochen wird, glaubte der Volksglaube somit seine wurzelhafte Bestätigung in der platonisch-christlichen, in der religions-philosophischen Theologie finden zu dürfen.

Die Seele des Menschen scheint im Innern des Menschen Wohnung genommen zu haben. Der Weg zu ihr ist der Weg nach Innen.

Schon vor beinahe dreitausend Jahren empfahl der chinesischen Philosoph Lao-tse den Weg nach Innen. Vom schristlichen Bischof Augustinus kennen wir dem Satz: „Noli foras ire, in te ipsum redi, in interiore hominis habitat veritas.“ Und das Echo klingt nach bei den Mystikern des Mittelalters, von Tauler, Seuse und Meister Eckhasrdt bis in die Romantik und findet seinen reinsten Ton bei Novalis: „Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends liegt die Ewigkeit mit ihren Welten.“ Der Innenweg ist keine Flucht vor der Welt, sondern als ihre Verneinung zugleich ihre Korrektur.

Alle Mystik ist in aller Welt als allbekannter und scheinbar abseitig praktizierter, aber weltumspannender Innenweg Ausdruck einer geheimen Übereinkunft eines verdrängten Zweifels. Es ist der Zweifel an ihre allüberall verordnete, aufdringliche Gültigkeit. Vom Laoismus über Brahmanismus und Sufismus, über Augustinus und die Areopagitischen Schriften mit ihrem Echo in den vielfältigen Predigten, Traktaten und Konfessionen des abendländischen Mittelalters ist sie die unauffällige Verneinung und der geheime Widerspruch gegen die Diktatur positiver Dogmen und Ideale und ihrer versteinerten Dogmatik oder Ideologie. Religion rechtfertigt ihre stets unter obrigkeitlichem Kuratel stehende Wahrheit erst in der Negation durch Mystik. In dieser widersprüchlichen Einheit beherrscht sie die Welt aus jener Innerlichkeit heraus, die wir Seele nennen.

Sicherlich ist es riskant, Innerlichkeit als Seele zu bezeichnen. Möglicherweise ist die Seele noch etwas ganz anderes im Meinen und Glauben der Menschen, aber der Weg zu ihr führt notwendigerweise über Bereiche, die nur über das innere Selbst zugänglich sind.

Lehrt es uns nicht die Psychologie? Was will eigentlich unsere vielberedete Psychologie?

Wir vermeinen, auch die moderne wissenschaftlich sich gebärdende Psychologie sucht sie seit Theodor Lipps, Ludwig Klages oder Sigmund Freud und C. G. Jung im Innern des Menschen und versucht dort ihre dunklen Tiefen zu erforschen und zu erhellen. Aber sie ist in der Wissenschaft längst zum Objekt geworden, das fixiert werden kann wie ein Schmetterling im Labor. Sie ist nicht nur immer da, sie ist durch eine gesteuerte Introspektion erkennbar und nach außen projektierbar. Kurz: Sie ist immer verfügbar.

Anders im Gedicht von der Nobelpreisträgerin Wislawa Szymborska. Der Eingang des Gedichts sagt es mit lakonischer Kürze und harter Prägnanz: „Niemand hat sie“ – die Seele. Nein, sie wird durchaus nicht geleugnet, im Gegenteil. Aber sie ist nicht einfach da und bereit für ein Experiment. Sie ist nur da, wann sie will, nein nicht nach Willkür und Laune, sondern bei anstehender Gelegenheit, in jedem ihr selbst angemessen erscheinenden Augenblick.

Etwa in den „Entzückungen und Ängsten der Kindheit“ ist sie da.

Wir erinnern uns: In der „Mania“, in der „Begeisterung“ war sie schon damals da, in der Antike, so lesen wir es in den Platonischen Schriften, in denen

vom Anfang bis zum Ende von der Seele die Rede ist. Sie war damals schon da wie ein guter Dämon, beinahe wie ein Schutzengel (*Timaios* 88a–90d)

Aber im Gedicht lesen wir den befremdlichen Vers: Nah ist sie uns „manchmal im Staunen über das Alter“. Aber selten ist sie uns hilfreich nahe, wenn „mühsame Tätigkeiten“ anstehen: „Möbelrücken“, längere Gänge „in engen Schuhen“, bei „Fragebögen“ oder gar bei „Küchendiensten“.

Bei unseren Gesprächen beteiligt sie sich nur an „einem“ – man möchte fragen, an welchem? – aber das Gedicht gibt keine Antwort und verrät nur: „lieber schweigt sie“. Vielleicht dürfen wir oder sollen wir denken, dass sie sich manchmal teilnehmend, freundlich und liebevoll, oder lächelnd und spöttelnd oder vielleicht auch kritisch einmischt, wenn von ihr die Rede ist? Seltsam aber der Vers: Wenn mit dem Alter sich die Schmerzen einstellen, „macht sie sich heimlich davon“. Warum? Etwa vorzeitig? Weiß sie, dass wir ihr sowieso bald folgen werden? Oder möchte sie sich endlich befreien aus dem Kerker des Körpers? Oder ist sie halt nur wählerisch, und unterscheidet weise zwischen angenehmen und unangenehmen, zwischen achtbaren und beiläufigen Obliegenheiten? Mit Argwohn etwa sieht sie uns auf den Märkten „in der Masse“ inmitten der für den Alltag sorgenden Menschenmenge geschäftig und geschäftlich um schnöde Gewinne buhlen. Weiß sie etwa, dass wir dort auf eine trügerische Weise um irdische Sicherheit bedacht sind? Weiß sie um Wahrheit und Trug?

Sie unterscheidet sonderbarerweise nicht zwischen „Freude“ und „Trauer“, und nur die Einheit beider Gefühle ist für sie gültig. Ist es ihre Echtheit und Wahrheit, die sie erkennt? Und sicherlich erkennt sie sie unfehlbar und genau, denn nur dann ist sie anwesend.

Aber sie ist uns auch nahe und „wir können auf sie zählen“, wenn wir ganz hilflos und unsicher sind, und wenn wir trotz verstörender Lebensangst neugierig dem Neuen entgegenbängen.

Sie ist übrigens unserer alltäglichen Welt mit ihren vielen Dingen gar nicht so fern. Sie liebt beispielsweise „Pendeluhrn und Spiegel“. Warum? Die Antwort scheint nahe zu liegen: Weil beide immer und immer mit unbestechlicher Redlichkeit arbeiten. Und beide Dinge gemahnen auf ihre unerbittliche Weise zur Wahrheit, denn sie führen die unaufhörlich vergehende Zeit und die fortschreitende Stetigkeit unserer Veränderung unmittelbar vor das Okular nachdenklicher Betrachtung.

Panta rhei – alles fließt! Wir kennen diese Formel seit Heraklit. Und wir erfahren ihre Wahrheit eigentlich in jedem „Augenblick“. Wir wissen doch, dass jedes Leben wie ein Fluss von seiner Quelle auf seine Mündung zuläuft. Aber wenn wir es gelegentlich vergessen sollten, erinnern uns die Sekundenzeiger, deutlicher sichtbar oder hörbar die Pendeluhrn an die Zeit. Und alle Morgen verrät uns der Blick in den Spiegel, dass über Nacht wieder Zeit vergangen ist. Auch wenn wir nicht wie die Königin im Märchen die *Schönste im Land* sein wollen, im Spiegel schauen wir uns und unserer Eitelkeit in die Augen und dort

können wir sie erkennen, die Seele. Und der Spiegel sagt uns dann wie im Märchen die Wahrheit. Und wenn wir diese Wahrheit mit Ernst und Aufmerksamkeit anhören, dann dürfen wir sie fragen und dann ist sie mit vernehmbarem Rat zur Stelle, dann spricht sie zu uns aus verhangenem Hintergrund.

Was wird sie uns sagen? Was wird sie uns raten? Jeder weiß es am besten alleine, was seine Seele ihm zu sagen und zu raten hätte. Hinter dem Vorhang unserer Vorstellungen und unter den Masken unserer Kostüme lesen wir im Spiegel in ihren Augen die Wahrheit über unser hilfsbedürftiges Selbst.

Obwohl das Gedicht ohne klingende Reime auskommt und jedem poetischen Dekor abhold scheint, ist es ein künstlerisches Kleinod. Es bezaubert durch seine im Alltag zwar gewohnte, aber zugleich abgehobene Sprache, nimmt uns mit auf ihren Wellen, und sie vorbeiziehenden Bilder verdichten sich zu Symbolen, die nie mehr übersehen werden können, die im Gedächtnis haften bleiben und uns auf unseren Wegen immer wieder begegnen, denn Pendeluhren und Spiegel gibt es überall. Und an sprechenden Symbolen kann man schwerlich gedankenlos vorübergehen.

Und so ist es in allen ihren Gedichten. Immer geht es um Augenblicke und um unscheinbare Dinge. Aber nur für den oberflächlichen Blick sind sie bedeutungslos und banale Beiläufigkeiten: Eine Wolke, eine Pfütze, eine Blume und solche abständigen Kleinigkeiten.

Das Eingangs-Gedicht des Bandes lenkt mit seinem Titel bereits auf seinen Inhalt: *Chwila – Der Augenblick*. Dort wird ein solcher „Augenblick“ präzise beschworen:

Es ist neun Uhr dreißig Ortszeit.  
 Alles an seinem Platz in manierlicher Eintracht.  
 Im Tal ein kleiner Bach als kleiner Bach.  
 Ein Pfad in Gestalt eines Pfades von immer nach immer.  
 Ein Wald scheinbar ein Wald von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen,  
 und oben Vögel im Flug in der Rolle fliegender Vögel.

Soweit das Auge reicht, herrscht hier der Augenblick.  
 Einer dieser irdischen Augenblicke,  
 die man zu verweilen bittet.

Das Bild des „schönen Augenblicks“ scheint uns vergessen zu lassen, dass es bei uns auch Kambrium gab und gibt und Silur, Felsen und Abgründe, Eiszeiten und Wüstenstürme, Aufgänge und Untergänge, Kriege und Friedenszeiten, Plutonium und Uran.

Aber eben, da wir den „schönen Augenblick“ zu verweilen bitten, geben wir zugleich zu, dass er uns teuer ist, wie immer ein irdisches Geschick, so doch ein kostbares Geschenk, und wir möchte ihn halten und behalten, koste es, was es wolle, und sei es auch das Heil der Seele.

Fausts Wette mit Mephisto müssen wir nicht bemühen, die Wette um den „schönsten Auenblick“, den ein Teufel ohnehin nicht zu bieten vermag. Die Wette ist immer schon gewonnen, denn solche Augenblicke sind immer schon da, nicht als Fußfessel mephistophelischer Verführungskunst, sondern als Geschenke des Daseins. Und getrost können wir also sagen: „Verweile doch! du bist so schön!“ Keinem Versucher schulden wir vertragsgebundenen Dank dafür, sondern allein dem „Augenblick“.

Ob kleine oder große Dinge, alle abseitigen Geschehnisse am Rande des Alltags oder in irgendeinem Winkel der Welt erhalten plötzlich auf überraschende Weise Kontur im grenzenlosen All. Lehrreich beispielsweise das Gedicht mit dem nur dörfliche Tänze beschwörenden Titel *Ball*. Es endet mit einer Horizonte öffnenden Strophe:

Ein unscheinbarer Winkel,  
wo sich die Sterne gute Nacht sagen  
und ihm beiläufig  
zublinzeln.

Am Ende der kleinen Sammlung erscheint der Satz aus der Frankfurter Rede als Vers:

Eigentlich könnte jedes Gedicht  
„Augenblick“ heißen.  
[...]  
es genügt, wenn der Autor  
in Sichtweite provisorische Berge  
und kurzlebige Täler anbringt;  
wenn er bei dieser Gelegenheit  
den Himmel erwähnt,  
den nur scheinbar ewigen und soliden;

wenn unter der schreibenden Hand  
auch nur ein Ding auftaucht,  
irgend jemandes Ding genannt,  
zumindest bis unlängst,  
und sei es vorerst,  
für eine kleine Weile,  
bis zu einem gewissen Grad;

am Ende das Fragezeichen,  
wenn angebracht,  
und zur Antwort –  
falls Doppelpunkt:

Dinge sind, ob real oder irreal, ob tatsächlich oder virtuell, ob wirklich oder imaginär, ob faktisch oder fiktiv für den Poeten immer aufblitzende Dinge im Augenblick des Seins. Seien es Berge oder Täler unter einem „scheinbar ewigen Himmel“.

Aber alle Dinge sind, ob „unlängst“ oder „vorerst“ immer nur „eine kleine Weile“ da, alle Dinge sind versehen mit einem „Fragezeichen“, sie bleiben am Ende ohne Antwort, wenn auch vielversprechend mit einem „Doppelpunkt“. Es gibt keine Fortsetzung.

Das End-Gedicht scheint ein unverbindliches Sprachspiel, aber poetische Sprache erstellt keine puren Abbilder der Dinge, sondern entwirft sie neu. Und da sie mit ihrem Entwurf zugleich die Frage aufwirft nach ihrer Beständigkeit unter dem Himmel mit seinen Paradiesen und hangenden Gärten, ist Poesie immer auch als Frage die Infragestellung des Verweilens im „Augenblick“ – wie schön er auch sei.

Das Gedicht über die „Seele“ aber macht sie nicht zu Ding unter Dingen, im Gegenteil. Sie ist eher ein Wider-Ding, ein Wider-Part zu allen Dingen, Wider-Wort und Wider-Spruch, Einspruch und Protest gegen das immerwährende Vergehen aller Dinge. Und in diesem Zugleich von Dasein und Nichtsein, von Sein und Nichts hat sie ihren Bestand.

Das Gedicht über die „Seele“ macht sie als Nicht-Ding gegenwärtig, beschwört in ihrer Unfassbarkeit zugleich ihre Gegenwart, und indem sie sich vorschnellem und profanem und auch dem wissenschaftlichen Zugriff entzieht, ist sie nah, ist sie da. In dieser Doppelgesichtigkeit geht sie uns zur Seite als guter Dämon, als mit uns geborene Schwester.

In dem Gedicht mit dem doppelgesichtigen Titel *Ein Wort über die Seele* entfaltet sich jenseits von Religion, Philosophie und Psychologie ein Bekenntnis zur Seele als Poesie. Nein, man wird deshalb nicht sagen dürfen, sie ist also nichts als Rhythmus und Sprachkunst? Sie ist da, fühlbar, spürbar, ganz nahe – aber doch nicht verfügbar. Sie ist frei und lässt sich nur in bestimmten, aber für den aufmerksamen und lernfähigen Lauscher auch in bestimmbar Augenblicken gnadenreich herab zu ihm. Dann wird der Augenblick zur erfüllten Zeit und das Ich zur Person. Und die Person weiß sie zu würdigen, weiß mit ihr umzugehen, nicht wie mit einem verborgenen Schatz im geheimen Tresor des Körpers, der Zinsen bringt und Sicherheit garantiert, sondern wie mit einer kostbaren Freundin, die in seltenen Situationen und Augenblicken umworben werden will, dann aber geneigt ist zu Liebe und Treue.

Ist das nicht genug?

---

*Dieter Arendt*

**AFTER THE DEATH OF WISŁAWA SZYMBORSKA**

(Summary)

There are many treatises concerning the soul. Plato was not the first to write on the subject. From Greek philosophy and religion the soul wandered over to Christianity. According to this religion, the soul accompanies the body, which it inhabits for a short while in order to then return to its primary homeland embodied in areas of primary existence and truth.

There are many treatises concerning the soul. Plato was not the first to write on the subject. Wisława Szymborska, in her collection of poems published in 2002 and titled *A Moment (Chwila)*, poses the most essential questions: Why does man exist? Why isn't there nothingness? She also asks: What is the soul? Does man really possess a soul? What is the relationship between man and soul – to whom does the soul really belong?

This is a treatise in the form of a poem which appears to be plain and modest, yet the questions it asks are fundamental.

This interpretation aims to develop and translate from the language of poetry the religious and philosophical questions embraced by Szymborska's poem.